Entsendung von Truppen aus Berlin nach dem Kohlenrevier.

Berlin, 23. Januar. (Privattelegramm des „Neuen Wiener Journals".) Der „Lokalanzeiger" meldet: Auf Anregung der Regierung wird dieser Tage ein Teil der Regierungstruppen, die an den militärischen Maßnahmen der letzten Zeit in Berlin beteiligt waren, nach Schlesien zum Schutze der Landesgrenze und zur Aufrechterhaltung der Ordnung im Kohlenrevier abbefördert werden.

Aufforderung der Münchener Spartakisten zum Generalstreik.

München, 23. Januar. (Privattelegramm des „Neuen Wiener Journals".) Die Münchener Spartakisten veranstalteten für Liebknecht und Rosa Luxemburg eine Trauerversammlung, in der verlangt wurde, die ganze Arbeiterschaft Bayerns müsse in den Generalstreik eintreten, um die Berliner Mörder von ihrem Posten zu beseitigen.

Reichsfinanzkonferenz in Weimar.

München, 23. Januar. (Privattelegramm des „Neuen Wiener Journals".) Ihr Münchener Korrespondent erfährt vom bayrischen Finanzminister, daß noch vor Zusammentritt der deutschen Nationalversammlung Weimar als Ort einer wichtigen Reichskonferenz in Frage kommt, und zwar für die im Dezember verschobene Reichsfinanzkonferenz. Zum Anschluß an die bundesstaatlichen Beratungen über den Entwurf der Reichsverfassung werden sämtliche Finanzminister der deutschen Bundesstaaten am Dienstag den 28. Januar in Weimar unter Vorsitz des Reichsschatzsekretärs zu der Reichsfinanzkonferenz zusammentreten, um über sehr dringende Finanz- und Steuerfragen schlüssig zu werden.

Die ukrainische Kriegserklärung an die Bolschewiki.

Brest-Litowsk, 23. Januar. Die Presse begrüßt die ukrainische Kriegserklärung an die Bolschewiki und betont, daß die ukrainischen Truppen mit Petljura als Oberkommandierenden sich auf die Defensive beschränken werden. Täglich treffen galizische Truppenteile zur Verstärkung ein. Von einer allgemeinen Mobilisierung wird vorläufig abgesehen. Poltawa, Schitomir und Tschernikow sind in Händen der Regierungstruppen.

Ungeheure Papiergeldfabrikation in Petersburg.

90 Millionen Rubel täglich.

Amsterdam, 23. Januar. (Korr.-Bur.) „Algemeen Handelsblad" zufolge erfahren die „Times" aus Omsk: Wie bolschewistische Blätter melden, sind in Petersburg und Pensa 14.000 Arbeiter Tag und Nacht mit der Herstellung von Papiergeld beschäftigt. Petersburg liefert 90 Millionen Rubel täglich, Pensa 220 Millionen. Neben ihrer Löhnung erhalten die bolschewistischen Soldaten an des Kriegsrat 30 Rubel für jede Stunde, die sie im Gefecht sind. Jeder Soldat, der an der Eroberung von Ufa teilgenommen hat, hat 1000 Rubel erhalten.

Die Wiederherstellung der Monarchie in Portugal.

Basel, 23. Januar. (Privattelegramm des „Neuen Wiener Journals".) Der Platz Valenia da Minho hat sich den Monarchisten ergeben. In Oporto trafen 1500 Mann Infanterie und Kavallerie ein, unter denen sich auch zahlreiche bewaffnete Bürger, meist junge Leute, befanden. Der Zug rückte unter den Klängen des Königsmarsches ein. Vor der Kaserne wurde die Proklamation der Monarchie verlesen und die alte Fahne gehißt. Die republikanische Fahne wurde verbrannt.

•

Genf, 23. Januar. (Privattelegramm des „Neuen Wiener Journals".) König Manuel empfing die Nachrichten vom monarchistischen Aufstande in Portugal in der Loge eines Londoner Theaters. Nach den über Madrid eingetroffenen Meldungen ist die Stimmung in der portugiesischen Marine geteilt. Man befürchtet Kämpfe an Bord der Kriegsschiffe.

Eine italienische Zentrumspartei.

Basel, 23. Januar. (Privattelegramm des „Neuen Wiener Journals".) Aus Rom melden Schweizer Blätter: Die Gründung einer katholischen Volkspartei wird allgemein als politisch hochwichtiges Ereignis bewertet. Bei ihrem Eintreten ins Parteileben scheinen sich die italienischen Katholiken an die Politik der deutschen Zentrumsleute zu halten.

Bevorstehende Erhöhung der Fleischration in Deutschland.

München, 23. Januar. (Privattelegramm des „Neuen Wiener Journals".) Nach einer Mitteilung der bayrischen Fleischversorgungsstelle steht für das ganze Deutsche Reich eine Erhöhung der Fleischration unmittelbar bevor. Diese Maßnahme wird deshalb vorgenommen werden, um wegen der immer mehr überhandnehmenden schwarzen Schlachtungen und des Schleichhandels die vorhandenen Fleischmengen in die öffentliche Hand, beziehungsweise unter die Bevölkerung zu bringen.

Vereitelter Millionenschmuggel.

Haag, 23. Januar. (Privattelegramm des „Neuen Wiener Journals".) **An der holländischen Grenze wurden drei Bankkatenschmuggler verhaftet, die über eine Million Mark in den Kleidern eingenäht hatten und nach Belgien schmuggeln wollten.**

Die Eisenbahndiebstähle.

Prag, 23. Januar. Privattelegramm des „Neuen Wiener Journals". Der Eisenbahnausschuß verhandelte gestern über die Maßnahmen gegen die Eisenbahndiebstähle. Diese Diebstähle erfordern monatlich zweieinhalb Millionen Kronen für Schadenersatz, den die Republik zahlen müsse.

Tagesneuigkeiten.

Meine Rolle vor dem Kriege.

Von

FM. Graf Conrad v. Hötzendorf.

„Danzers Armee-Zeitung" (Redakteur Major v. Hoffenau) stellt uns die Aushängebogen des nachstehenden Artikels zum Vorabdruck zur Verfügung. Wenn wir auch gegen manches, was der ehemalige Generalstabschef unserer Armee zu seiner Entlastung anführt, gewichtige Bedenken haben, so glauben wir doch im Interesse der Gerechtigkeit dem vielangefeindeten General das entschuldigende Wort nicht versagen zu dürfen.

Wer jetzt noch nicht erkennt, daß die Entente zielbewußt seit Jahren auf die Zertrümmerung Deutschlands und des mit ihm verbündeten Oesterreich-Ungarn hingearbeitet hat — der ist entweder blind oder er will nicht sehen.

Wer heute noch glaubt, daß ein einzelner eine solche epochale Bewegung, wie der Weltkrieg es ist, herbeiführen oder verhindern kann, der verkennt die großen bewegenden Kräfte des Staaten- und Völkerlebens.

Die großserbische Frage war der Angelpunkt für das Einsetzen der feindlichen Mächte.

Sie konnte nur innerhalb der österreichisch-ungarischen Monarchie oder gegen diese gelöst werden.

Das erstere geschah nicht, bis schließlich der Monarchie das Messer an die Brust gesetzt wurde und dies zu einer Klärung drängte — weil sonst die großserbische Propaganda Dimensionen angenommen hätte, bei welchen die Monarchie wehrlos geworden wäre, indem diese Propaganda auch in der Armee die slawischen Elemente verseucht hätte.

Wäre das Ultimatum restlos von Serbien angenommen worden, so hätte diese Annahme das Prestige der Monarchie und damit den Einfluß auf die eigenen Slawen gehoben und sie von staatsfeindlicher Haltung abgehalten.

Ein Hinausschieben dieses Auftretens gegen Serbien oder ein Verzichten darauf hätte den Krieg nicht verhindert, sondern nach einem Jahr oder zweien die sichere Folge gehabt, daß Russen und Serben in Budapest und Wien erschienen wären und wahrscheinlich auch Italiener, da Italien dann gleich von Haus aus eingegriffen hätte — während es 1914 militärisch noch nicht bereit war.

Es ist jetzt Mode geworden, vor den Feinden, die uns zertrümmert haben, zu kriechen und der Entente sich dadurch gefällig zu machen, daß man die Schuld von ihr ab auf die eigenen Leute zu wälzen trachtet; — es ist dies besonders bedauerlich, wenn dies von Deutschen geschieht — da es sich ja doch auch um die Zertrümmerung des Deutschtums gehandelt hat — also jene Männer betrifft, die sich für letzteres ebenso eingesetzt haben, wie für das alte Reich Oesterreich-Ungarn.

Man wirft den beiden Reichen (Deutschland und Oesterreich-Ungarn) eigentlich vor, daß sie sich Bundestreue gehalten haben, als sie von allen Seiten bedrängt wurden.

Im übrigen sind verantwortlich nur die Minister; Militärs werden nur fallweise zur Erteilung von Auskünften militärischer Natur beigezogen, — und haben also keine entscheidende Stimme und keine Kenntnis des gesamten diplomatischen Aktenwechsels, speziell dem Chef des Generalstabes gegenüber wurde dieser stets eifersüchtig gehütet.

Abgesehen davon, daß mir eine entscheidende Stimme nicht zukam, wäre es auch vom psychologischen Standpunkt aus grotesk, mir zuzumuten, daß ich einen Krieg vom Zaune gebrochen habe, — da ich vier felddienstpflichtige Söhne hatte, an denen ich mit ganzem Herzen hänge, für deren Leben ich zitterte.

Der Aelteste ist trotz jahrelangem Lungenleiden dreimal ins Feld gerückt, bis er im Kriege gegen Rumänien zum drittenmal rezidiv wurde und dann in Arosa starb.

Der Zweitälteste ist bei Przemysl verwundet worden.

Der Drittälteste hat bei Rawa ruska den Heldentod gefunden.

Nur der jüngste ist — abgesehen von einer im Dienste erhaltenen Armverletzung, die ihn gleichfalls auf den Operationstisch brachte — glatt durchgekommen.

Ich muß es aus sachlichen und persönlichen Gründen zurückweisen, aus mir jetzt einen Sündenbock machen zu wollen — ich habe siebenundvierzig Jahre meines Lebens ganz und gar in den Dienst unseres alten Vaterlandes gestellt, stets mit Zurücksetzung meiner privaten Interessen und mir keinen anderen Lohn verlangt, als das Zugeständnis meiner Mitbürger, daß ich nach bestem Können meine Pflicht getan habe.

Gleich 1906 — als ich gegen meinen Willen zum Chef des Generalstabes ernannt wurde — habe ich darauf hingewiesen, daß wir einem gleichzeitigen Kriege gegen Rußland, Serbien, Montenegro und Italien nicht gewachsen sind, daß man es also nie dazu kommen lassen dürfe.

Dem entgegen vertrat die Diplomatie den Standpunkt, daß Italien Bundesgenosse sei, und verließ sich darauf; und zwar nicht nur unsere, sondern auch die deutsche.

Meine Warnung wurde nie akzeptiert; ich habe sie trotzdem stets aufrecht erhalten.

Als dann die Entente immer enger die Schlinge um uns gezogen hatte und wir durch Serbien herausgefordert wurden, war die Diplomatie zu einem entscheidenden Schritt gedrängt.

Ich war auch dann nur militärischer Experte, habe als solcher erneut auf meinen stets vertretenen Standpunkt hingewiesen.

Die Frage, ob unser militärisches Verhältnis unseren Feinden gegenüber besser werden würde, mußte ich leider mit der Erklärung beantworten, daß ich keine Hoffnung darauf haben könne, weil:

1. die Bewilligung der Mittel für die Armee bei uns weit zurückblieb, und

2. die nationale Zersetzung in die Armee einzudringen und sich zu verbreiten drohe.

Dagegen war es für mich auf Grund aller Nachrichten klar, daß die Feinde rastlos daran arbeiteten, ihre Rüstungen von Jahr zu Jahr gewaltig zu steigern. Auch auf diese Tatsache mußte ich, wann immer ich von Amts wegen gefragt wurde, pflichtgemäß hinweisen.

Folgerungen aus meinen Darlegungen zu ziehen, war dann Sache der Politiker.

Jänner 1919.

Wiener Kinderelend.

Von

Elfe Feldmann.

Brigittenau. Es ist in einer der Hauptstraßen, mitten in der Geschäftswelt. Nicht in Verlassenheit, im Elend der Seiten- und Winkelgassen, wo in namenloser Pein Tür an Tür arbeitslose Kutscher, Maurer, Ziegelschupfer, Diurnisten, lungenkranke Postbeamte, verhungerte ledige Mütter, galizische Hausierer, blinde und lahme jüdische Bettler wohnen. Ein ziemlich nettes Haus, die Hausbesorgerin kehrt täglich die Treppen, die Messingklinken an den Türen weiteifern an Blankheit; man merkt ein Streben der Reinlichkeit und der Ordnung.

Man kommt in eine Wohnung, um ein Kind zu besuchen.

Es ist Vormittag; eine junge Frau steht beim Herd und kocht. Im Zimmer sind die Fenster weit offen. Alles ist sauber, die Wohnung nett und rein gehalten. Das Kind, ein fünfjähriger Knabe, spielt mit schönem, teurem Spielzeug. (Leider auch mit einem Schießgewehr, mit dem es in einem öffentlichen Kindergarten beteilt wurde!) Es baut gerade eine Burg aus echten Anker-Steinbaukastensteinen.

Es ist reizend angezogen. Das herzige goldbraune Köpfchen ist, wie nur bei reichen Kindern, sorgsam frisiert. Das ganze Kind ist wie ein Kleinod anzusehen, wie etwas, auf das alle Liebe und alle Sorgfalt ausstrahlt. Die junge Frau, bei der es lebt, ist die Tante des Kindes. Ihr Mann ist ein braver Handwerker. Er hatte während des Krieges immer Arbeit gehabt und konnte auch Ersparnisse machen. Jetzt aber, da weniger zu tun ist und die Familie alles im Schleichhandel kauft, werden die ersparten Kronen langsam aufgebraucht. Das Kind soll es nicht schlecht haben. Es soll seine Milch haben — die Frau kauft täglich einen Liter Milch um zehn Kronen. Es soll nichts, nichts entbehren. Es soll fröhlich spielen und so lange als möglich nicht merken, wie unglücklich es ist.

Die Eltern des Kindes — die Mutter ist die Schwester seiner Pflegemutter — waren beide seit ihrer Kindheit krank; die Mutter litt ein Knochentuberkulose, der Vater — ein Handlungsgehilfe — hatte einen Lungenspitzenkatarrh, der nie zur Ausheilung kam. Die beiden kranken jungen Menschen verbanden sich in Liebe und trotz aller Vorstellungen von seiten ihrer Eltern und Geschwister heiraten sie. Es kam das Kind. Zwei Jahre nach der Geburt des Kindes erkrankte der Mann an Lungentuberkulose und im Mai ist er an der Schwindsucht im Spital gestorben. Er war noch nicht dreißig Jahre alt. Zur selben Zeit mußte die Mutter, eine Achtundzwanzigjährige, an Knochenfraß leidend, als unheilbar ins Siechenhaus abgegeben werden.

Die ergreifende Tragödie dieser Ehe ist das Kind, denn es hat von seinen unglücklichen Eltern die Krankheit mitbekommen — ein gräßlicher Fall von erblicher Belastung. Sein ganzes Hälschen ist voll vernarbter Wunden, die immer wieder aufbrechen, und wie die Mutter muß es fortwährend operiert werden. Dreimal war es in Hall. Im vorigen Sommer wurde es von der Gemeinde Wien hingeschickt, und kam verhungert und bis zum Skelett abgemagert zurück.

Die Pflegemutter und Tante des Kindes, eine jener Frauen, der, wie geschaffen zur Mutterschaft, eigene Kinder versagt sind, sieht in der Erhaltung dieses Kindes ihre Lebensaufgabe. Sie hegt und pflegt es wie ein Heiligtum. Sie durchwacht die Nächte, wenn es Schmerzen hat, sie trägt es dreimal der Woche zur Bestrahlung ins Spital. Der Arzt hat ihr die Hoffnung nicht genommen und von dieser Hoffnung lebt die Frau: das Kind muß nicht, wie seine Eltern, den langsamen Siechentod sterben,

---

alle Fremdworte vermeidet. Es ist einem katholischen Priester, Laurenz Müller, bekanntlich Professor der Philosophie, zuerst an der theologischen, dann an der philosophischen Fakultät in Wien, gewidmet. Müller nahm die Widmung an, weil er mit mir einverstanden war.

Für den kriminalanthropologischen Kongreß in Brüssel 1893 wurde das Erscheinen der Klerikalen, der belgischen und französischen, besonders jener aus Französisch-Flandern, angekündigt. Die oberen Schichten dieser Partei sind hochgebildet, aber ungemein fanatisch. Die Italiener scheuten den Kampf und kamen nicht, und die belgischen Liberalen waren nicht ohne Angst. Diese setzten alle Hoffnung auf mich. Da erschien ein genialer junger Priester, der anerkannte geistige Führer der Klerikalen, Maurice de Baets, auf der Tribüne und erklärte, er sei mit mir in vollstem Einverständnis. So war der Kongreßfriede durch die beiden Moritze garantiert. Wie war dies möglich? De Baets nahm den Standpunkt von Thomas Aquino ein, dem Leo XIII. die oberste Stelle unter den Kirchenvätern zuerkannt hat. Der heilige Thomas (nebenbei bemerkt ein Neffe Friedrichs I. von Hohenstaufen) schied streng das der menschlichen Erkenntnis Zugängliche (das Physikum) von dem Metaphysikum, das ist jene Lösung der Welträtsel, welche durch den Glauben den Gläubigen vermittelt wird.

Die Fragen der Moral und des Rechtes können aber lückenlos beantwortet werden. Ich selbst stand und stehe auf dem Boden der Lehre Kants von den Antinomien, das ist von den Gegensätzen, welche bestimmt, daß keine Lehre von der Doktrin über Willensfreiheit oder Determinismus (Willenszwang) ausgehen dürfe. Und diese Lehre des großen Philosophen der reinen Vernunft durchdringt praktisch das ganze sittliche und Rechtsleben und in besonders hohem Grade die Strafrechtslehre. Das Gebiet des Rechtes ist doch nur ein Teilgebiet, sozusagen ein inneres, eingeschränktes, der Sittlichkeitslehre. Auf dem Kongreß in Amsterdam habe ich in meiner Präsidialrede die Bedeutung und Verdienste von Leo XIII. für die Kriminalanthropologie hervorgehoben.

Möge die künftige Nationalversammlung verhüten, daß der alte Satz: Austria erit in orbe ultima nicht in dem Sinne zur Geltung komme: Deutschösterreich ist der am meisten zurückgebliebene Staat, und daß zunächst die Tschechen uns weit überflügeln. Die unglückselige spanische Heirat der Habsburger hat dieses Geschlecht in tragischer Weise — mit Ausnahme weniger Epochen — auf die Seite der Unterdrücker der Geistesfreiheit gedrängt, und darin liegt eine starke Ursache des Zerfalls der Monarchie. Durch das lange Zusammenleben stünden und stehen die einzelnen Völker des auseinandergefallenen Reiches sich näher, als es heute scheint.

es kann bei sorgsamer Pflege und längerem Aufenthalt in einer Kinderheilstätte gerettet und ganz gesund werden.

Hoffen wir, daß dies auch gelingen möge.

Man hat so viele Millionen für das Zerstören von Menschenleben ausgegeben, es müssen die Millionen fortan ausgegeben werden für das Erhalten und Retten von Menschenleben.

Erinnerungen an Karl Liebknecht.

Von

Ernst Goth.

Es mag bald zwanzig Jahre her sein, daß ich ihn kennen lernte. Durch irgendeinen Zufall geriet er damals auf einer Sonntagswanderung in der Havelseegegend in meinen Kreis, und ich erinnere mich, daß mir sofort der Gegensatz zwischen seinen energischen, tatkraftvollen Zügen und seinem schüchternen, überhöflichen Wesen auffiel. Er schien unausgesetzt bestissen den Eindruck eines freundlichen, liebenswürdigen, wohlerzogenen Menschen zu machen, errötete leicht und hörte mit fast devoter Aufmerksamkeit zu, wenn jemand das Wort an ihn richtete. Vor der politischen agitatorischen Tätigkeit, die er auch damals bereits entfaltete, wußte gut diese Gesellschaft wenig. Wie es ja überhaupt bis vor dem Krieg in Berlin gar nicht üblich war, sich mit Politik zu beschäftigen. Was in Oesterreich oder gar Ungarn undenkbar gewesen wäre, war dort die Regel: Auch gebildete, weltkundige Leute kannten nicht einmal die Namen aller just regierenden Minister. Man hat dieses mangelnde politische Interesse und die Ungeschultheit des politischen Denkens späterhin der deutschen Intelligenz als schwere Unterlassungssünde angekreidet, und nur vergessen, daß diese Indifferenz ihren sehr begreiflichen Grund darin hatte, daß Deutschland — unparlamentarisch zwar, autokratisch, wenn man will — aber immerhin recht gut und den praktischen Lebensbedingungen durchaus zweckdienlich regiert wurde. Der Bürger hatte wenig Grund zu Klage oder zu Protesten. Daher die Gleichgültigkeit gegenüber den „Herren dort oben". Man wußte, sie machten ihre Sache ganz entsprechend und kümmerte sich nicht um sie. Daß dies so war, läßt sich auch ex contrario beweisen: Die einzige politische Persönlichkeit, um die man sich dauernd kümmerte war Wilhelm II. Denn nur er forderte unausgesetzt die Kritik aller Denkfähigen heraus.

Um aber zu Liebknecht zurückzukehren: Er interessierte uns damals nur in der Eigenschaft als der Sohn seines berühmten Vaters. Durch ihn hatte sein Name geschichtlichen Klang. Die Aera der Bismarckschen Sozialistenpolitik, die erregten Reichstagssitzungen der siebziger Jahre, die Gestalt Bebels und Auers, das alles zog gut, wenn man ihn nannte. So war es natürlich, daß man mit Karl Liebknecht zuerst von seinem Vater sprach. Und so vorsichtig uns wortkarg er sich auch äußerte, man entnahm seiner Rede doch, daß er keineswegs zu den unbedingten Verehrern des großen Proletarierführers gehörte, ja man erkannte, daß er mit seinem Vater wenig harmonierte und sich durchaus nicht als dessen verjüngte Ausgabe, als den Fortsetzer seinen Politik betrachten wollte.

Ein oder zwei Jahre später schleppte mich ein Freund in eine rauchige stickige Arbeiterversammlung irgendwo im finstersten Norden Berlins. Auf dem Podium stand ein Mann mit wirrem Haar, funkelnden Augen und wild fuchtelnden Händen: Karl Liebknecht. Das war nicht mehr mein Bekannter von jenem Sonntagsausflug. Der gutgekleidete, bescheidene Herr von damals trug jetzt eine braune Joppe, die am Hals ein wenig offen war und ein weiches Wollhemd samt roter Binde sehen ließ; er schrie mit heiserer, bebender Stimme in den Saal, schlug sich an die Brust, zeterte, tobte, warf die Fäuste empor — ich erinnere mich an keines seiner Worte, aber ich erinnere mich genau, daß sein ekstatisch wildes Gebahren bei einem Teil seiner Hörerschaft einen verschwiegenen, doch merklichen Spott weckte. Das war freilich eine Minderheit. Die anderen hingen an seinen Lippen, berauschten sich an den Worten, die sie selbst kaum zu flüstern wagten und die dieser Tollkühne in den Saal zu schreien sich vermaß.

Einen Tag später las ich, daß die Versammlung, die ich des unerträglichen Bierdunstes halber früher verlassen hatte, polizeilich aufgelöst worden war, weil Liebknecht den Zar von Rußland einen „verbrecherischen Blutbund genannt habe, der den Galgen verdiene". Die Aussicht für derartige Aeußerungen ist seither eine wesentlich andere geworden: damals aber war der Zar das Oberhaupt einer „befreundeten Macht"!

Mit der Polizei und mit der Behörde überhaupt kam Liebknecht dann noch oft in Berührung. Und man geht kaum fehl, wenn man heute, angesichts seiner Haltung in den jüngstvergangenen Berliner Tagen, vermutet, daß es die viele Einsamkeit seiner in militärischen Festungskasematten, in Gefängniszellen, ja sogar im Zuchthaus verbrachten Tage und Monate war, die diesen strahlenden Intellekt mit verbohrter, fanatischer Verbissenheit erfüllten und ihn schließlich hart an die Grenze des Wahnsinns führte. Die ganze bürgerlich-kapitalistische, militaristische Gesellschaft durch den Klassenkampf des Proletariats in die Luft zu sprengen, wurde ihm zur fixen Idee, hinter der alle Erwägungen praktischer Möglichkeiten zurücktraten.

Der Krieg, die „verrätterische" Haltung der deutschen Sozialdemokratie ließen ihm den Moment gekommen erachten, sein Minierwerk zu beginnen. Er trat mit Rosa Luxemburg — die ihm auch früher oft zur Seite gestanden —, mit Radek und anderen russischen revolutionären Elementen in engste Fühlung, er organisierte eine großangelegte Flugblattpropaganda, überschwemmte das geistige Berlin mit den berühmten Spartakusbriefen, die, in grauer Maschinenschrift vervielfältigt, täglich auf den Schreibtischen aller führenden Männer lagen und in immer heftigerer Sprache gegen die imperialistische Sozialdemokratie, gegen den Monarchismus und die kapitalistische Kriegswirtschaft wetterten. Sein Treiben war niemandem unbekannt, doch als Abgeordneter schützte ihn die Immunität, solange er nicht auf frischer Tat ertappt werden konnte. Im Herbst 1916 kam es dazu. Er verteilte auf dem Potsdamer Platz aufreizende Flugblätter, schrie vor aller Welt „Nieder mit der Regierung!" „Nieder mit dem Kaiser!" Das Gericht schritt ein, der Reichstag liefert ihn aus. Das erste Urteil lautet auf Gefängnis und gibt der Ansicht Raum, er habe nicht aus ehrlicher Gesinnung gehandelt. Da aber heulten die Alldeutschen auf. Berufung, neuerliche Verhandlung vor dem Reichsmilitärgericht, das auf das doppelte Strafausmaß auf Zuchthaus erkennt. Damit verlor er auch die bürgerlichen Ehrenrechte.

Fast zwei Jahre lang trägt er den Kittel der Schwerverbrecher. Zwei Jahre, in denen Martern Qualen und Verbitterung ihn nach harter hämmerten, in denen rastloses Grübeln seine Nerven straffer und straffer spannte, bis er schließlich kein anderes Lebensziel mehr sah, als am Tage seiner Befreiung das Proletariat von den Mächten zu befreien, die er immer bekämpft hatte, es um jeden Preis so zu befreien, daß kein Stein des alten Staatsgebäudes auf dem anderen bleibe.

Als das Kabinett des Prinzen Max seine Haft aufhob, wankte dieses Gebäude bald in seinen Grundfesten. Die Stunde schien gekommen. Das Proletariat erhob sich, eine sozialistische Regierung stand an der Spitze Deutschlands. Sie forderte Liebknecht auf, ihr beizutreten. Der aber wollte nichts mehr mit den Männern zu tun haben, die im Kriege dem militaristischen Staat Gefolgschaft geleistet hatten. Er weiterte Kompromißpolitik und lehnte ab. Schlug seinen eigenen Weg ein, entrollte die rote Fahne des Terrors, des Weltbebens, das erst aus dem Schutt des Gestern das Morgen aufbauen wollte. Das blutige Spartakusdrama nahm seinen Anfang. Tagelang stand Liebknecht bald hier, bald dort zwischen Maschinengewehren auf einem Lastenauto und sprühte Haß und Tod gegen Ebert und Scheidemann. Nächtlich verbarg er sich in Winkelhotels. Von Stunde zu Stunde wuchs die Schar derer, die ihn apostelgleich verehrten, und die jener anderen, die nichts in ihm sahen als einen verbrecherischen, tollen Aufwiegler, den an den ersten Pfahl zu knüpfen Vernunftgebot sei.

Er war beides, Apostel und Narr, Idealist und Vandale, fanatischer Phantast und gelbewußter Politiker. Die Zeit, die für sein Wollen noch nicht reif war, das Schicksal, das ihm seine Volksgenossen bereiteten, hatte ihn dazu gemacht. Doch wenn die Wut, die ihn fällte und heute noch nicht verrauscht ist, verschwunden sein wird, wird man eines erkennen: Daß er ein Märtyrer eines heiligen Wahns und reinen Herzens war.

Masarykſ Bekenntnisse.

Von

Hans Deutsch.

Als Professor der tschechischen Universität Prag hat Masaryk seine Bekenntnisse ausgesprochen. Als freier Lehrer seine Ideale verkündet: über die Humanität, über die Beziehungen von Volk zu Volk, über Sitte und Religion und über das Führer- und Märtyrertum. Was er damals in einer Reihe populärer Vorträge sagte, ist charakteristisch für den Staatsmann Masaryk, charakteristischer als seine heutigen Aussprüche, die er als praktischer Politiker nicht ohne Reserven, Vorbehalte — und Absichten machen wird. Damals aber, vor fünfzehn Jahren, mußte er seine Ansichten nur vor dem Forum des eigenen Gewissens verantworten. Und so manches, das nicht gerade wichtig schien, ist heute ein großer Schritt zum Verständnis dieser Persönlichkeit, die berufen war, das zu werden was sie wurde: der populärste Politiker neben Wilson und weit mehr als Wilson: ein Nationalheros größten Formats, von internationaler Bedeutung.

„Ich habe niemals ein Geheimnis daraus gemacht, daß ich ein entschiedener Gegner jedes Materialismus bin und vertrete die Ansicht, daß man das Glück nicht suchen soll. Denn das bewußte oder gar raffinierte Jagen nach dem Glück macht unglücklich." Das war, das ist Masaryk, noch heute und vielleicht ist gerade das, daß er weit davon entfernt ist, aus seiner Macht, Stellung und Verbindung persönlichen Vorteil zu ziehen, das Geheimnis seiner Popularität, das Geheimnis seiner Anerkennung, die ihm auch früher seine politischen Gegner nicht verwehren konnten. Und doch darf man nicht glauben, daß er als Gegner des Materialismus etwas mit den schwärmenden, mit dem Opfertode liebäugelnden Russen gemein habe. Nie hat er den Boden des Realen verlassen. „Laßt uns keinen Gefallen finden am Märtyrertum. Wir dürfen den Tod nicht lieben. Es ist ein eigenartig Ding, die Menschen wollen leben und bringen es nicht zuwege, sich vom Tod loszureißen. Will man das Leben, so darf man keine Märtyrer wollen. Wenn bisher gerufen wurde: „Weg mit den Peinigern!", so müssen wir dazufügen: „Weg mit den Märtyrern! So lange es Peiniger gibt, gibt es Märtyrer, aber solange es Märtyrer gibt, wird es auch Peiniger geben." Ein Mann, der so sprach, mußte der damaligen Volksführern zu gemäßigt sein, die nicht verstanden daß sein Maß nicht Schwäche, sondern Stärke war, und der die Arbeit für ein Volk so auffaßte: „Arbeiten heißt nicht radikal, sondern konsequent sein." Auch als Politiker, unbetrt von Strömungen und Parteien. Dabei war er immer von Liebe und Glauben an die Zukunft seines Volkes erfüllt. Er bezeichnet das Humanitätsideal der Tschechen als „kulturell-aufklärerisch", weist damit auf die Aufgaben hin, die das Volk aufklärend zu vollbringen hat, und nennt die Nationalitätenidee die Offenbarung der Humanitätsidee. Nie aber ist er verdienet und wird auch anderen Völkern gerecht und fordert werktätige Liebe von Volk zu Volk, so sehr er auch Nationaler ist. „Ich werde nicht darüber streiten, ob man ein fremdes Volk so lieben kann, wie sein eigenes. Das zu fordern wäre unnatürlich. Aber lieben wir unser Volk, unsere Familie, unsere Partei, ohne den Hintergrund des Hasses auf andere Völker, und halten wir nicht den Haß gegen ein zweites Volk schon für die Liebe zum eigenen." Das sagte er in einer Zeit, wo der Nationalitätenhaß von Kanzel und Katheder gepredigt wurde, mit einer Offenheit, die ein Wagnis war. Und gleich entkräftigt er die Argumente derjenigen, die die Handlungen und Urteile der anderen Völker ins Treffen führen. „Ein großes Uebel liegt darin, daß wir beständig in der Angst leben, was der Nachbar über uns sagen wird. Doch es kommt darauf an, ein eigenes Urteil, seine Persönlichkeit, seine Individualität zu haben." Gleichzeitig aber der Klarsehende, von jeder Schwärmerei Abgeneigte: „Schon Christus sagte: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Liebe also auch dich. Das heißt, sorge um dich. Laß das unaufhörliche Beglücken anderer, tue deine Pflicht." Ob das Masaryk ganz befolgt hat, als er, jede Sorge um seine Person außer Acht lassend, geächtet und verfolgt aus der Heimat fliehen mußte, um im Alter noch seinem Volke dienen zu können? Nicht um sein Führer zu werden, nur um ihm zu dienen. Denn seine Auffassung von Helden- und Führertum liegt im Arbeiten und Dienen begründet: „Wir alle wollen Führer, Helden sein, was unseren großen Taten berühmen. Es ist kein Zweifel, daß es Führer geben muß. Aber Führer sein, heißt noch nicht Herr sein. Ein guter Führer ist der, der zu dienen versteht und fühlt, daß er selbst geführt ist und geführt sein will."

Das war die Auffassung eines Mannes, der nun selbst Führer geworden ist und mit fürstlichen Ehren in einem königlichen Schloß residiert. Er wird als Staatslenker nicht verleugnen wollen, was er als Lehrer verkündet hat. Er hat seine Ideale der Humanität auf Liebe aufgebaut. Nicht auf die verzückende, schwärmerische, sondern auf die werktätige Liebe, die bei sich selbst beginnt, vom Mensch zu Mensch wirkt und von Volk zu Volk Segen bringt. Wenn Präsident Masaryk der ist, der es als Professor Masaryk war, so dürfen wir als freier Staat mit dem nachbarlichen freien Staat zufrieden sein, wenn auch Tagespolitik und vor der kürzesten Vergangenheit gegenüber Blick, das Kommende nicht günstig sehen lassen. Aber ein Staat kann uns nicht schlecht wollen, dessen Führer ausgesprochen hat: „Wir sprechen vom Humanitätsideal; ich akzeptiere dieses Ideal. Es hat für uns einen doppelten Sinn. Zuerst: das Ideal der Menschlichkeit, ein Mensch sein. Zweitens: die Rücksicht auf die Mitmenschen in der weitesten Ausdehnung.

Wiener Schikanen.

Die Leiden des Alltags.

Von

Egon Dietrichstein.

Ich wüßte schon, wie man den ausländischen Militärkommissionen, denen man jetzt das Wiener Elend vorzustellen so eifrig bemüht ist, dieses Elend überaus wirksam illustrieren könnte. Ich würde die Herren einladen, eine Tour der Straßenbahnen mitzumachen und würde sogar die Grausamkeit mitmachen, mich dabei gerade auf den Fünferwagen zu kapriziren. Nach dieser Tour ein weiteres Tourne: Die Herren müßten — natürlich nur zu Studienzwecken, und da sie sich ja nun einmal in unserer schönen Stadt versammelt haben, mit einem Lobe angesehen unseres Jammers aufzunehmen — zu der Zwangsarbeit verpflichtet werden, eine Postanweisung aufzugeben. Und wenn sie noch immer nicht über den Tiefstand dieser deutschösterreichischen Hauptstadt orientiert wären, dann würde ich zu ihnen sagen: „So, meine Herren, noch einige Minuten. Nur ein kleines telephonisches Gespräch. Hier ist das Telephonbuch. Es zerfleddert zwar in mehrere zerrissene Fetzen. Aber bei uns in Wien nennt man das Telephonbuch. In diesem elenderegenden Misthaufen müssen wir herumwühlen, wenn wir eine Nummer finden wollen. Ich bitte Sie, eine Beschreibung des Wiener Telephonbuches in Ihrem Stenobericht freundlichst aufnehmen zu wollen . . ."

Und nun will ich gleich bemerken, daß ich leider weiß, daß wir einen Krieg verloren haben nach Zillingsdorf und Mährisch-Ostrau uns alltäglich ein Kohlengeschenk verehren, mit dem man gerade den Dien eines besseren Salons heizen könnte, daß das Personal reduziert und erkrankt ist und nebenan die Tschechen wohnen. Ich will auch gar nicht von diesen großen Katastrophen des Wirtschaftsruins sprechen, sondern nur einmal beiläufig sagen, daß ein ganzes Heer von Beamten, vor allem in öffentlichen Betrieben, nach Kräften bestrebt ist, immer bis zur Unmenschlichkeit herabgesunkenes Kulturniveau noch zu erniedrigen. Jeder sucht nach Kräften, nach Möglichkeit, nach Gelegenheit dazu bei, um die Schwere des Daseins noch durch sogenannte „kleine" Schikanen zu verschärfen, die vom frühen Morgen bis zu später Stunde, wo in dieser Stadt die Lichter ausgehen, nicht aufhören, um ihren Bürgern, die noch arbeiten wollen oder arbeiten müssen, die Existenz zu untergraben, die Schaffensfreudigen zu ermüden und zu verbittern und den Produzierenden zum Stillstand und Hunger zu lähmen — obgleich es im Grunde genommen nur „kleine Schikanen", niederliche einer bureaukratischen Schildbürgerei sind oder geringfügige Irrtümer, Entgleisungen ihres Apparats (Menschen sind wir alle), dessen Funktion eher zur behaglichen Ruhe als zum „Dienstleisten" neigt, obgleich man im Schützengraben, was nicht bezweifelt werden soll, Schlimmeres, weit Schlimmeres zu erdulden hatte . . .

Um wahllos einige dieser Alltagsplagen herauszugreifen: Der Briefträger erscheint um 1/2 10 Uhr vormittags, und wer etwa früher aus dem Haus muß und erst abends zurückkehrt, kann die Post nicht mehr am selben Tage erledigen . . . obgleich man sich bei den heutigen postalischen Verhältnissen den Luxus, die Briefe einen ganzen Tag unbeantwortet liegen zu lassen, kaum mehr erlauben darf. Und weil wir gerade bei der Post sind, möchte ich die hohe Generaldirektion einmal fragen, weshalb das Amt in der Polizeidirektion seit Wochen „für das Publikum" gesperrt und für wen, wenn nicht für das Publikum, es denn sonst geöffnet ist, weshalb sich die Beamten am Schalter in einer Zeit der katastrophalen Arbeitslosigkeit noch immer auf „Personalmangel" ausreden können. Weshalb nachmittags keine Postanweisungen angenommen werden und man überhaupt in seiner Tageseinteilung eine so delikate und komplizierte Auswahl treffen muß, um jene Stunden herauszufinden, in denen für Postanweisungen und rekommandierte Briefe und andere nicht ganz insuelle postalische Verkehrsmittel amtiert wird . . ., daß man es lieber im vorhinein aufgeben sollte, diese Amtsstunden zu erraten . . . Ich habe gestern ferner das grauenhafte öffentliche, offenbar zur Abschreckung aufgeführte Schauspiel erlebt, wie eine mit Paketen schwer beladene Frau aus der Straßenbahn aussteigen mußte, nicht, weil sie kein, nein, weil sie zu viel Geld hatte. Die Schaffnerin wollte ihre Krone nicht entgegennehmen, weil das „Fahrgeld abgezählt bereit gehalten werden muß" und sie eben einen Zehnkronenschein gewechselt hatte. Die Frau verließ, von den Drohungen der Schaffnerin gedrängt, den Wagen und ging nun mit ihren klotzschweren Paketen auf dem Buckel und in den Händen von Geschäft zu Geschäft, um Kleingeld beteilend. Ein Herr, welcher der Exekution beiwohnte, zog es vor, der Schaffnerin seine zehn Kronen zu erlegen, und erhielt die trostreiche Versicherung, daß er sie bei der Straßenbahndirektion am nächsten Tage abholen könne . . . Ich weiß auch nicht, weshalb sich die Schaffnerinnen so sehr freuden, bei ihren Auskünften den Führer durch Wien zu benutzen, mit dem sie ausgestattet werden. Ich weiß nur, daß sie die Lage der Straßen doch sehr mangelhaft memoriert haben und sich bei ihren orientierenden Mitteilungen meistens in den Weltgegenden irren . . . Ich möchte bei der hochlöblichen Direktion anfragen, wie ein Fahrgast davor bewahrt wird, an einer „ausgelassenen" Haltestelle zu warten, die gestern noch nicht aufgelassen war und vielleicht morgen wieder nicht aufgelassen sein wird, und ob die hochlöbliche Direktion der Ansicht sei, daß der deutschösterreichische Staatsbürger die Auflassungen, Einstellungen und Umstellungen, die täglich neu erscheinenden Verordnungen und Betriebsveränderungen mit demselben ausdauernden Fleiß studieren könne, wie ein Student vor der juridischen Staatsprüfung die Gesetze des Handelsrechts . . . Und nicht vergessen, einmal nachzufragen, weshalb man seine Zeit auch noch dazu ver-